

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1920)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

drohte, sich in Ihrer berühmten, viel angefochtenen Rede über den „Schweizer Standpunkt“ als ein aufrechter Eidgenosse erwiesen, der — heute dürfen wir, rückblickend, dieses Urteil wohl getrost abgeben — im rechten Augenblick das klärende, viele zum selbständigen Denken anregende Wort gefunden hat. Denn Schweizer sein, sollte heißen: ein selbständig Urteilender sein, sollte heißen: offen und ehrlich für Recht und Gerechtigkeit eintreten und das Unrecht verdammen, verübe es, wer will, sollte heißen: sich als freie Persönlichkeit bewähren, furchtlos für das eintreten, was man für gut und richtig hält, ohne Rücksicht auf die Folgen, die ein gerades, überzeugtes Wort für den haben könnte, der es ausspricht. Der Schweizerstandpunkt sollte der Standpunkt des Idealisten sein; denn

er ist der Standpunkt der Menschheit: der Einigkeit der Nationen auf der Grundlage des Rechtes und der Freiheit.

Nehmen Sie also, verehrter Dichter, unsern Dank für all das Große und Erhabene, das Sie uns in Ihren Werken geschenkt haben, freundlich an! Möge das Leiden, das die Feier Ihres Geburtstages trübte, bald wieder frischer, rüstiger Schaffenskraft weichen! „Die Schweiz“ wünscht es Ihnen im Namen der Schweiz, der Sie noch vieles zu sagen haben und die in Ihnen den größten Dichter ehrt, der nach Gotthelfs, Kellers und Meyers Tagen ihr beschieden war.

Genehmigen Sie die Versicherung unserer dankbaren Verehrung!

Die Redaktion der „Schweiz“:
H. M.-B.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Maria Waser. Von der Liebe und vom Tod. Novellen aus drei Jahrhunderten. (4.—6. Tausend). Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt, 1920.

Es ist etwas feltames um echte Dichtungen, die als etwas Vollendetes und Fertiges vor uns dastehen und uns ergreifen und unvergänglich bleiben, solange uns ein Gedächtnis verliehen ist: es gibt so viel kluge ästhetische Formeln und Theorien: man redet vom Aufbau und der feinen Psychologie eines Werkes, von der Schönheit des Stils und der Sprache, kurz, von all den technischen Vorzügen eines Werkes — und wenn uns einmal etwas wirklich Dichterisches begegnet, so versagt alle Theorie, und wir suchen nicht nach den Gründen und Ursachen im Einzelnen, sondern fühlen und wissen: hier war ein Dichter an der Arbeit, einer, von dem uns alles was er schafft, zum Erlebnis wird, weil er es selber innerlich erlebt hat, weil er die Fähigkeit besaß, aus der eigenen Seele heraus alles zu gestalten und weil alles wurde und wuchs, wie das Leben in der Natur selbst und nichts Ausgeklügeltes, vom ordnenden Verstande gewaltsam Erdachtetes daran zu merken ist. So ging es mir bei der Lektüre der vier Novellen, die der neue Band von Maria Waser enthält, schon als sie erstmals in der „Schweiz“ erschienen, und wenn heute, nach der zweiten Lesung, der Eindruck noch verstärkt und vertieft ist, den sie mir damals hinterließen: die blidhaft lebenswarme Sprache, die Anschaulichkeit einzelner Szenen und Personen, die seelische Notwendigkeit und Folgerichtigkeit des Geschehens — kurz alles, was uns zum Miterleben zwingt, mir noch unwiderleglicher als der große Vorzug dieser Erzählungen erscheint denn das erste Mal, so zeugt das dafür, daß hier Werke von ungewöhn-

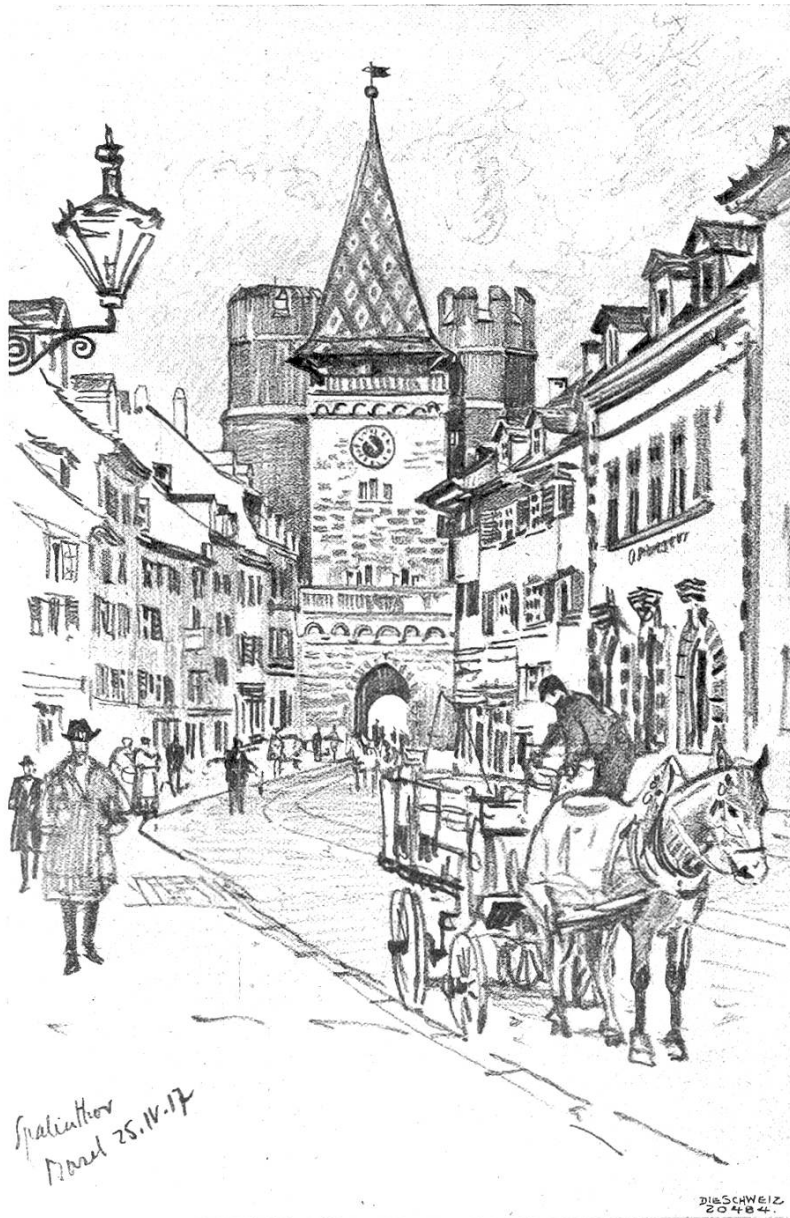
licher künstlerischer Abrundung, psychologischer Reife und dichterischer Fülle vorliegen, die das schöne Buch zu einem der besten auf dem Weihnachtsmarkte von 1919 stempelte und würdig der unvergänglichsten „Geschichte der Anna Waser“, die bereits acht Auflagen erlebt hat, an die Seite stellen. Zwischen Neujahr und heute sind drei Tausende auch dieses Buches abgesetzt worden, ein Zeichen, daß es seinen Weg machen wird wie das erste. Sonst freilich ist der äußere Erfolg kein untrüglicher Wertmesser für ein Kunstwerk; auch hier dürften bei der Mehrzahl im Publikum mehr äußerliche Vorzüge daran beteiligt sein: die allgemein fesselnde Handlung, die Spannung, die zweifellos einigen dieser trefflichen Erzählungen aus drei Jahrhunderten eignet und sie auch denen, welche ihre Tiefe nicht voll zu erfassen vermögen, zur angenehmen Lektüre macht. Freuen wir uns dessen! Denn der Erfolg ist verdient.

Da erfahren wir in der „Letzten Liebe des Stadtschreibers“ (vgl. „Die Schweiz“ 1917, S. 525 ff.), wie der alte Doktor Thüring in Bern zu spät erkennen muß, daß er bei all seiner Klugheit und Weisheit „das schlichte offene Rätsel eines einfachen Frauenherzens nicht erraten“ hat, und wir erleben seinen Schmerz um „das töricht Versäumte und ewig Verlorene“ und das große Glück über die spät erfahrene Liebe Magdalenenens, der Meisterin bei den Weißen Frauen im Bröwenhaus, die ihn jetzt sein ganzes Leben anders sehen läßt als zuvor, im tiefsten Innern mit. Szenen, wie das Gespräch zwischen den zwei einsamen Menschen und das Geständnis Magdalenenens, sind von einer Stimmungsgewalt und Tiefe der Empfindung, die sie uns unvergänglich machen. In der prächtigen, an äußerer Handlung reichern Novelle „Das Ge-

spenst im Antistitium“ (s. „Die Schweiz“ 1917, S. 9ff.) sind wir Zeugen einer Tragödie menschlichen Überwizes und Hasses, die sich im Hause des Antistes Antony Klingler in Zürich abspielt, weil der Pedell Wirz, der mit seinen Helfern und Helferinnen durch einen „Geister-spuk“ den zelotischen alten Herrn und seine Gattin in Angst und Not bringt, von dem vorurteilslos und menschlich denkenden und fühlenden wackeren Schwager des Obristpfarrers, Landolt, entlarvt wird und infolge des Überglaubens und der Rachsucht des alten Geistlichen den Martertod erleiden muß; aber wir nehmen auch Teil an den furchtbaren Seelennöten des „Theoretikers des Glaubens“, dem der Glaube nur „durch den Verstand ins Herz fiel“ und nicht „aus dem Herzen ins ganze liebe Blut schoß“. Wie weiß die Dichterin uns trotz der Engherzigkeit und Borniertheit, die ihm anhaften, diesen

Zeloten doch menschlich nahe zu bringen als ein Opfer jener düstern Zeit, da es auch im protestantischen Zürich noch Hexenprozesse gab! Wohl die reichste, reifste und tiefste dieser Novellen aber dürfte neben der „Letzten Liebe des Stadtschreibers“ „Das Bluturteil“ sein (s. „Die Schweiz“ 1919, S. 59ff.). Sie spielt im Jahre 1749 im Hause des Altlandvogtes zu Bern in den Tagen, da Samuel Henzi als Verschwörer sein Leben lassen mußte. In psychologisch überaus feiner Art ist das Schicksal der jungen Gemahlin des Altlandvogtes mit demjenigen Henzis verwoben. Diese, ein verwöhntes junges Mädchen, war des Gelehrten Schülerin und wurde seine Geliebte, die er später von sich stieß und „in die Lüge dieser Ehe jagte“. Und nun soll Henzi, der ihr Leben zerbrach, als Rebell gerichtet werden, seine Gattin, Katharina Malacrida, soll fühlen, wie Schmach und Verzweiflung schmecken; das ganze Denken der leidenschaftlichen, heißblütigen jungen Frau ist auf diese Vergeltung gerichtet: sie bestrickt den jungen, für Henzi Partei nehmenden Leutnant, der ihr im Auftrage ihres Mannes dessen Gefangennahme meldet, verspricht ihm ein Wie-

dersehen auf die Stunde, da das Bluturteil an dem Verräter vollzogen sei... Aber nach Henzis Tod hat auch ihr Leben seinen Wert verloren. Draußen an der Mure stellt sie sich vor, wie drüben über dem Flusse „ihr Kind wartet, ihr armes häßliches Kind, daran sie jeden Tag sah, wie es ist, wenn man Leben empfängt ohne Liebe...“ Sie kann das alte Leben nicht mehr beginnen... „Madlon — ihr Gatte — und dann kam der Leutnant. Heute war sein Gesicht noch Knabenhaft und die offenen Augen so andächtig, und alles war schön; aber es kam doch, wie es kommen mußte, und eines Tages ging auch um diesen herben Knabenmund das wissende Lächeln — und Madlons Beobachteraugen wurden schärfer und ihr kleiner kluger Kopf noch klüger — und dann... Frau Susanne schlug die Hände vors Gesicht: „Mon pauvre vieux!“ — Und während sie auf dem



W. F. Burger, Mischlikon.

Spalenvorstadt in Basel. Bleistiftzeichnung.

Pferd am Flusse nach wildem Ritte Halt macht, sieht sie ihr Spiegelbild, und sie erinnert sich eines Wortes, das ihr Vater einmal zu ihr sprach: „Eine Heilige braucht es nicht; wenn du nur eine gute Frau wirst einst und ein gutes Mütterchen“, und an den Ahnherrn, der in einem Spiegel, den er sich vorhalten ließ, den eigenen Tod sehen wollte und von dem Papa gesagt hatte: „Das war ein Held“. „Sie beugte sich weiter vor: „Papa, eine Heilige nicht, nicht mal eine gute Frau, aber vielleicht ein kleiner Held?“ Und mit einem starren kleinen Lächeln sank sie ihrem Spiegelbild in die Arme.“ Vielleicht mag den Leser diese schöne Stelle vom Ende Suzannes, so, wie sie hier steht, fast wie eine theatrale Geste anmuten; wer aber die prächtig geschaute Frau in der Novelle selber kennen lernte, dürfte kaum diesen Eindruck haben: sie handelt aus ihrem Wesen heraus unter dem Zwange ihrer eigenen Natur. In der „Jätvreni“ (s. „Die Schweiz“ 1910, S. 511 ff.) hat Maria Waser schließlich eine lebendig geschaute Charakterstudie geschaffen, die feiner ohne Ergriffenheit aus der Hand legen dürfte. Wie diese Frau um das Einzige, was ihr das karge Leben ließ, kämpft bis zuletzt, wie sie den Enkel, der gegen ihren Willen und Wunsch sich vom reumütigen Verräter an ihrer Tochter an Kindesstatt annehmen lassen will, lieber tot sieht als im Hause jenes Mannes, wirkt so überzeugend, daß die Novelle — mag sie auch das künstlerische Schwergewicht der drei andern Novellen, die scharfgeschaute, lebensvolle Anschaulichkeit des Gespenstes im Antistitium, nicht ganz erreichen — dennoch als ein schöner Ausklang des schönen Buches bezeichnet zu werden verdient. Wer seinerzeit die Novellen in der „Schweiz“ las, wird sie in dieser Sammlung sicher zu besitzen wünschen; wer sie nicht las, dem sei das Buch erst recht empfohlen: es ist das Buch einer Dichterin, die sich auf dem schweizerischen Parnas einen Platz unter den Besten des Landes bereits erobert hat. H. M.-B.

* * *

Alfred Huggenberger. Die heimliche Macht. Geschichten auf der Heubühne. Leipzig. V. Staackmann, 1919.

„Nem, ich habe die paar von Heuduff und Einjamkeit gewürzten Geschichten nachher aufgeschrieben. Wer in Zukunft den Trunk lieber frisch von der Quelle erst haben möchte, wie der Ziegelmathis, dem rat' ich, das nächste Jahr zu uns in den Heidenheuet zu kommen.“

So schließt Alfred Huggenberger die Einleitung, die uns mit dem Mathis Binkert und dem Heidenheuet bekannt macht, welche ihm den Anstoß zu diesen fünf Geschichten gegeben haben. Denn diesmal hat der Dichter die Form des Novellenzyklus gewählt; er legt die Geschichten Teilnehmern am Nachheuet auf der Heidenfuhr, wie die Gemeindewiesen heißen, in den Mund, und der Ziegelmathis ist der Mann, der die Schweigsamen zum Erzählen bringt. Zuletzt erzählt dieser seine eigene Geschichte — aber nur dem Dichter; er verrät nämlich den andern nicht gern, daß er, der eingefleischte Hagestolz und

Weiberhasser „nicht als ein Stoß zur Welt gekommen“. Denn, meint er: „Mein Fehler ist der gewesen: ich hab' mich bei der andern Sorte von Leuten dummerweis nicht auszukennen vermocht.“ Also ist dieser Weiberhass doch nicht die Folge jenes Unfalls, der den Zehnjährigen einmal getroffen, als ihm eine Ziegelplatte auf den Kopf fiel, wovon ihm, wie die Leute behaupten, im Gehirn ein Kädlein abgesprungen, und die sonderliche Leidenschaft, Geschichten anzuhören und andere zum Erzählen zu bringen, mag ihren Grund wohl auch in etwas anderem haben: so sehr er in die Jahre gekommen, so möchte er sich halt doch noch auskennen lernen und erfahren, wie es andern in puncto puncti gegangen ist. Bleibt noch die Gabe des Wettermachens übrig, die er sich und seinen zahlreichen Barometern zuschreibt. Aber — man weiß ja: ein alter Jungeselle hat manchmal seine Schrullen. Sicher aber ist: wir dürfen dem Mathis dankbar sein dafür, daß die vier Liebes- und Heiratsgeschichten der andern, die alle ein gutes Ende nehmen, und seine eigene, die seine Stellung zur Heiratsfrage und sein Junggesellentum zur Folge hatte, zum besten gegeben worden sind, und Alfred Huggenberger dafür, daß er sie so schön aufgeschrieben und wiedererzählt hat. Denn das Büchlein wird den Freunden des vortrefflichen Dichters des ostschweizerischen Bauernlebens und echter, bodenständiger Heimatkunst herzliche, ungetrübte Freude machen; hat Huggenberger doch auch diesmal wieder von seiner großen, schönen Gabe, die Welt, die er kennt, weil er selber darin lebt und deren Leiden und Freuden ihm vertraut sind wie wenigen Erzählern von Dorfgeschichten, echt und lebendig anschaulich darzustellen, Zeugnis abgelegt, und, mögen auch nicht alle dieser Novellen als Ganzes auf der selben Höhe stehen, wie z. B. der prächtige „Rebenkasper“ der den Zyklus einleitet, so weiß die andern doch im Einzelnen so viel feine Beobachtung und scharf geschaute Gestalten aus dem Bauernleben auf, daß eine wie die andere uns erfreut durch die Lebensachttheit im Denken und Fühlen und in den äußern Siantierungen der dargestellten Menschen wie in der Art, wie sie sich geben; vor allem aber auch in der guten, erdwüchsigen Prosa, in der alles erzählt ist, die bodenständig klingt, obwohl Huggenberger nicht zu denen gehört, die meinen, durch Dialektlehnwörter in jeder Zeile die schweizerische Herkunft unterstreichen zu müssen. Es liegt am Tonfall, an der eigenartigen Schlichtheit, fast Trockenheit, dieser Sprache, daß wir den Boden leicht erkennen, auf dem sie wuchs, und man könnte sagen, die Geschichten seien wirklich so erzählt, wie sie ein Bauer um Gerlikon herum etwa vorbringen würde, obwohl sie feiner so abgerundet und mit bewußter künstlerischer Absicht erzählen könnte wie der Dichter Alfred Huggenberger. Ich frage, wer z. B. eine Szene wie den Austritt zwischen Vater und Sohn in der Geschichte vom „Rebenkasper“ so lebenswahr, ohne jeden theatrale Effekt, darzustellen wüßte, jene Szene, wo der Sohn das Mädchen im Rebhäuschen draußen herzt, das sich der Alte noch zu erringen hoffte. Wie die zwei schwer-

flüssigen Bauern in verhaltener Leidenschaft um die Lene kämpfen, wie der Vater schließlich schweigend in sich zusammensinkt und den Ort verläßt — das alles ist so schlicht und wahr erfährt, der Dialog ist so natürlich ohne ein Wort zu viel oder zu wenig, daß er in einem Drama nicht anders geformt sein könnte und sicher erschütternd wirkte. Noch eine ähnliche packende Szene ist mir in Erinnerung geblieben: sie steht in „Glücksfinder“, von dem am zweiten Abend berichtet wird, und wir nehmen da teil an dem Gespräch zwischen der Schwiegertochter aus dem Wehrhof und dem Knecht, der sie davon abhält, vor der bösen Wehrhöferin, die sie zur Verzweiflung gebracht, mit samt ihrem Kinde aus dem Leben zu fliehen. In dieser Geschichte erleben wir die leider nicht seltene Tragödie einer jungen Frau, der von der Schwiegermutter und der übrigen Familie deshalb in der perfidesten Art das Leben verbittert wird, weil sie kein Geld ins Haus brachte. Die erfindungsreiche Bosheit der alten Wehrhöferin ist in wenig Strichen vortrefflich dargestellt. Die Niedertracht, womit diese der jungen Mutter die bescheidene Weihnachtsfreude verdirbt, macht das Maß voll. Die Frau verläßt mit ihrem Kinde das ungastliche Haus; der Knecht, der Mitleid mit ihr empfand und sie lieb bekam, folgt ihr und hält sie von einem Schritt der Verzweiflung ab, den sie zu tun im Begriffe steht. Ein bescheidenes Glück an seiner Seite entschädigt sie für die ausgestandene Not und Drangsal im Wehrhose.

Ein leicht ans Schwanthafte grenzender lustiger Einfall ist die „Brautfahrt nach Balchensdorf“, wo der junge auf Freierrufen gehende Bauernsohn durch die im Stall ausgebrochene Maul- und Klauenpeuche zum unfreiwillig Gefangenen heiratstoller Schwestern wird, zuletzt aber durch einen glücklichen Zufall doch noch die Rechte findet. Wesentlich verschlungenere Pfade wählt das Schicksal des Stoder-Felix im „Heidenheuet“, und der arme Bursche hat viel durchzumachen, bis er die Alwine in dem Wägelchen und mit dem Pferde abholen darf, durch die sie infolge seiner Unachtsamkeit einmal zu Schaden kam. Das Schwanke des Jungbauern zwischen den zwei Frauen Juliane und Alwine ist vortrefflich dargestellt, und die Lösung des Konfliktes auf dem Heidenheuet, wo der Hochzeiter Julianes um Alwines Qualen der Eifersucht erleidet, der Rache eines Gauners zum Opfer fällt und die Braut verliert, um schließlich nach langen Nöten die Richtige doch zu finden, ist in der dramatischen Bewegtheit der Handlung ein kleines Meisterstück der Erzählungskunst.

Ein Schwanke zwischen zwei Mädchen erzählt auch die Geschichte von den „Zwei Liebhaften des Ziegelmathis“, der die Hanna auf dem Mätzli im Auge hat; aber am Erntesonntag, da er sich mit ihr im Leuensaal trifft, stellt ihm der Götti Kramer die Base von Greutberg, eine ländliche Kokette, vor, die ihn zu bestreichen weiß, so daß er sein Mädchen sitzen läßt und mit dieser tanzt. Und alles, was folgt, ist das Ergebnis dieser Unbesonnenheit des Jung-

knaben: die Hanna gerät ins Unglück durch einen andern, dem sie sich in ihrem Trotz an den Hals wirft, und der Mathis kann's nicht mehr gut machen, so gern er möchte. — Und da sie ihm schließlich doch schreibt, sie wolle es mit ihm wagen — der Mutter wegen, die sich fast hinterfinne, da ist er aus dem Heidental fortgezogen und ihr Brief erreicht ihn erst nach drei Jahren, zu spät — denn die Hanna hat inzwischen trotz allem noch geheiratet und ist glücklich geworden. Der Ziegelmathis möchte nun immer einmal das Eine wissen: „Ist es einem einzigen Menschen auf der runden Welt so wunderbar ergangen wie mir?“ Und das ist der Grund, weshalb er so gern Geschichten erzählen hört, wirklich erlebte Geschichten; denn, meint er, „den Büchergeschichten riecht man es meistens auf eine Stunde weit an, daß sie ausstudiert und erlogen sind“. Daß dieser Geruch den „Büchergeschichten“ Alfred Huggenbergers nicht anhaftet, das liegt wohl daran, daß sie im innersten erlebt und ein wirklicher Spiegel der Welt sind, die seine Welt bedeutet: des Bauerntums im ostschweizerischen Hügelland. H. M.-B.

* * *

Ranny von Escher. Kleinkindleintag. Bilder aus der Untergangszeit der alten Eidgenossenschaft. (Zweite Auflage). Zürich, Schulthess & Co., 1920.

Abstammung, Geistesrichtung und Stoffwahl verbinden Ranny von Escher mit ihrer Vaterstadt. Ihrer epischen Energie entsprechenden starke Geschehnisse. Vom ungebrochenen altzürcherischen Stil umgeben und der zugehörigen Geste und Denkart teilhaftig, müssen die „Geschlechter“ diese Geschehnisse erleben. Bilder aus der Untergangszeit der alten Eidgenossenschaft liegen ihr stets trefflich. Das zeigt sich auch in der Dichtung „Kleinkindleintag“. Wo die Freiheitshäuser an die Stammbäume heranbrausen, zeigt sie, ihren Helden, einen zürcherischen Junker, geistvollerweise mit den ersteren sympathisieren lassend, was die letzteren an Kulturwerten gehütet haben. Nicht nur überragen Junker und Edelfrauen die volkstümlichen Helden der an prägnanten Gestalten reichen Dichtung, sondern die Autorin geht so weit, die Sühnopfer der Privilegierten zur Zeit der aufblühenden Volksrechte zu stark zu bemessen. Verherrlicht und geläutert entflammt, während — am Schluß der Dichtung — die Totenglocken des alten Zürich erschallen, der Adelsbegriff die Seele des Helden. „Mag mir die Neuzeit Macht und Titel rauben“, spricht er, „sie schmälert dennoch mir in keiner Weise, was in Jahrhunderten mein Stamm errang.“

„Ich glaub an einen Adel, den kein Haß
Der Stände jemals unterdrücken kann
Und den kein Tod vernichtet. Sterbend gibt
Er seinem Nächsten, was ihm heilig war.“

Zeit und Sittenbild dieser in Jamben vorgetragenen Dichtung sind vielseitig, echt und intim. Die bewährte Milieukunst Ranny von Eschers merkt in den von der Kriegsfurie bedrohten Häusern der Vorfahren nur schärfer und liebevoller auf. Die Gestalten sind mit Bedacht

kontrastiert; die Geistesverfassung der Epoche ist wohlgetroffen. Das pädagogisch-idyllische Detail fehlt nicht. Ein bezeichnender Zug: die belehrende Anregung des kleinen Junfers durch die Landschaftsbildchen auf dem Geschirr aus dem Schoren läßt seine Eltern ein paar Scherben, die die Kinderhand verschuldet, leicht verschmerzen. Gehnersche Bignetten schmücken das zierlich ausgestattete Bändchen.

Anna Fierz, Unterägeri.

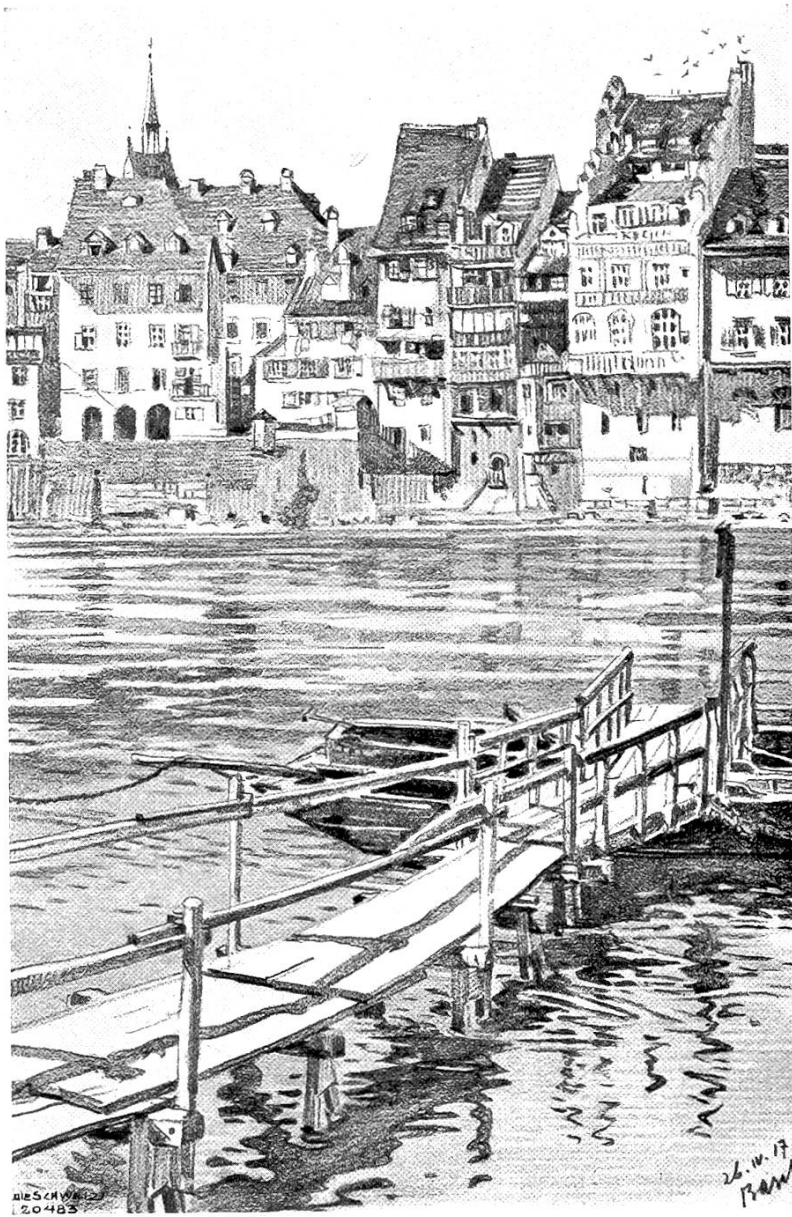
* * *

S. D. Steinberg. Der kleine Spiegel. Prosastücke. Zürich, Rascher & Co., Verlag, 1919.

Es ist nur ein ganz kleines Büchlein; aber wer Sinn und Verständnis für echtes dichterisches Schaffen hat, wird große Freude daran haben, weil diese kurzen Prosaentwürfe von Steinberg in all ihrer schlichten Art uns so warm und wahr anmuten wie wirkliche Erlebnisse, nicht bloß wie die Wiedergabe scharfer Beobachtungen. Solchen begegnen wir allerdings sozusagen Zeile für Zeile; ein hell-sichtiger, klaräugiger Mann hat die Skizzen geschrieben, einer, der nicht nur sieht, wie es in der Welt zugeht und was die andern Leute sind und treiben, fühlen und denken —, sondern einer, der in die eigene Seele hinabsteigt und sich selbst erkennt in den andern. Aber auch ein Meister der Sprache, der die richtigen Worte an die richtige Stelle zu setzen weiß und deshalb ihrer nicht so viele braucht, daß die lebensvolle Anschaulichkeit davon weggespült würde. So entstehen einzelne Augenblicksbilder von packender Eigenart: „Furcht“ zum Beispiel, ein Erlebnis, das wir sicher so oder anders alle schon hatten, aber sicher nicht so zu erzählen, so zu ergründen, so geschickt und dabei dichterisch zu deuten verstünden. Oder die ganz vortrefflichen Bilder aus dem Tierleben mit ihren Beziehungen zum Menschenleben. Oder dann wieder die Skizze „Kinder“, die uns ein paar ganz entzückende Momentaufnahmen aus dem Leben der Kinder bieten, oder „Klage“, wo eine Kinderszene sich dem Dichter plötzlich als Symbol des Lebens darstellt. Oder ... doch — ich müßte alle einzelnen dieser Prosaentwürfe aufzählen, und überall ließe sich das eine, was als die Grundmelodie des ganzen Büchleins uns so über die Maßen anzieht, fesselt, besonders hervorheben: der Verfasser, der Dichter dieser kleinen Gemälde, hat sie mit liebevollem Herzen geschrieben, sein Blick hängt mit oft fast schmerzlicher Zuneigung an allem Lebendigen, im Kinderspiel sieht er erschütterter die Tragödie des Menschenlebens, und aus dem Einzelnen, Kleinen, Unscheinbaren steigt ihm das Bild des Allmenschlichen empor. Das Büchlein wird allen, die wirklich Sinn für solche kleine, feine Kunstwerke haben, warme, herzliche Freude machen. H. M.-B.

Selbstbildnisse Schweizerischer Künstler der Gegenwart. Herausgegeben von Georg Reinhart und Dr. Paul Fink. Kommissionsverlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich 1918.

Im Spätherbst des Jahres 1918 fand im Winterthurer Kunstmuseum eine im ganzen Schweizerland lebhaft beachtete, reichhaltige Ausstellung von Selbstbildnissen Schweizerischer Künstler der Gegenwart statt, ein Unternehmen, das um so dankenswerter war, als es ein nahezu vollständiges Bild von der heutigen Schweizerischen Porträtkunst vermittelte. Die Ausstellung umfaßte 196 gemalte Bildnisse, 36 Büsten, 11 Plaketten und 66 Zeichnungen und graphische Blätter. Der glückliche Gedanke, diese als Zeitdokument wertvolle Ausstellung wenigstens teilweise dem Gedächtnis aufzubewahren, ließ dann das vorliegende Buch entstehen, welches ungefähr ein Drittel der gemalten Selbstbildnisse dieser Ausstellung in recht guter Reproduktion enthält. Die ausgewählten und wiedergegebenen 68 Selbstbildnisse gewähren uns nicht nur Einblick in die Psyche der dargestellten Künstler, sondern auch in die vielartigen Probleme malerischer Art und ihre Auffassung, in die Gestaltungs-kunst oder -unkunst der einzelnen. Die Einführung in das Buch stellt dabei „vor allem fest, daß Hodlers einst so dominierender Einfluß schon wesentlich verarbeitet ist und daher nicht mehr so auffallend in die Erscheinung tritt, wie das noch vor fünf oder zehn Jahren der Fall gewesen wäre“. Dieses Abirren oder Ueberwinden des Hodlerschen Einflusses läßt sich auch außerhalb dieser Porträtausstellung deutlich genug erkennen und könnte Anlaß zu sehr interessanten Erörterungen geben, die hier jedoch zu weit führen würden. War Hodler eine so einzigartige, außerhalb jedem begrenzten Zeitbegriff stehende Künstlererscheinung? Oder hat er selber seine Kunstwelt ausgeschöpft? Oder hat auch hier der Krieg beschleunigend auf alle Entwicklung eingewirkt? Jedenfalls ist die Tatsache, daß sein Einfluß schon schwindet, auffällig. — Das vorliegende Buch enthält überdies noch kurz gehaltene, wertvolle biographische Notizen über die Künstler und Künstlerinnen, die in der Ausstellung vertreten waren. Auch dafür werden alle Freunde Schweizerischer Porträtkunst dankbar sein; den verdienstlichen Veranstaltern der Ausstellung und Herausgebern des Buches konnte es dabei natürlich nicht um restlose Vollständigkeit zu tun sein; in diesem Sinne muß jeder ähnlichen Publikation ein Fehlein Vergänglichkeit anhaften, da es in der geistigen Geschichte so wenig als in der politischen Geschichte jemals feste Zeitgrenzen gibt. Als ein gediegenes Andenken an die Winterthurer Ausstellung und als eine Art illustrierten Künstlerlexikons wird das Buch dennoch seinen Nutzen tun. W. Rz.



W. F. Burger, Rüschiikon.

Basel, Blick von der Kaserne gegen Blumenrain.
Bleistiftzeichnung.